



Karl-Heinz Ohlig

Monotheismus – Polytheismus – Trinität

(Vortrag Uni Münster, Ev. Fak.)

Das Thema ist so umfassend und facettenreich, dass es in so kurzer Zeit nur selektiv und fragmentarisch verhandelt werden kann. 2.000 Jahre Christentumsgeschichte haben eine unübersehbare Fülle an theologischer Literatur, liturgischen Texten, Liedern und Frömmigkeitsformen hervorgebracht, die um das Thema Monotheismus – Trinität kreisen. Ich werde mich also auf eine für alle weiteren Diskussionen grundlegende Problematik beschränken, nämlich die historische bzw. kultur- und theologiegeschichtliche Frage, wie und warum und in welchen Etappen aus dem vom Judentum ins Christentum übernommenen unitarischen Monotheismus eine trinitarische Konzeption entstehen konnte. Nur die Kenntnis dieser Anfänge lässt Antworten auf unser Thema zu, die mehr als theologische Spekulation sind. Trotz dieser Einschränkung kann ich die einzelnen Schritte und Zäsuren nur thesenartig – und damit angreifbar – vortragen.

1. Die Vorstellung von Gott, verkürzt gesagt, als einer quasi geschichtlich handelnden Person, also der Monotheismus, ist originär nur in der jüdischen Religion seit der Exilszeit aus dem Kontext der vorherigen Jahwe-Religion entstanden. Diesem Gott wurden die beiden fundamentalen Aktivitätsbereiche, die für uns wichtig sind, zugeeignet: zum einen seine Herrschaft über die Geschichte bzw. sein Heilswirken an seinem Volk und an allen Völkern und zum anderen die Erschaffung der Welt.

2. Jesus ist in diesem Monotheismus aufgewachsen und hat ihn nach allem, was wir wissen, nie verlassen oder korrigiert. Von diesem Gott, Jahwe, sah er sich gesandt und mit ihm in einem tiefen Vertrauen verbunden. So verstanden es auch seine Jüngerkreise. Bei Jesus selbst finden sich keinerlei Anhaltspunkte für die spätere Ausbildung einer Trinitätslehre: Die Hoheitstitel Jesu sind spätere Gemeindebildungen – ausgenommen vielleicht, das ist umstritten, der Menschensohntitel – und ihm später in den Evangelien in den Mund gelegt worden. Obwohl der Geist Gottes im Alten Testament und in Qumran eine große Rolle spielt, kommt er in der Predigt Jesu nicht vor (vielleicht außer Mk 3,28-30: die Sünde „gegen den heiligen Geist“).

3. Die synoptischen Evangelien kennen viele Hoheitstitel Jesu: er ist Davidsson, Messias (Christus), Gottessohn, Kyrios, Menschensohn usw. Diese sind allerdings heilsgeschichtlich und nicht natural verstanden und nicht mit der Vorstellung einer Präexistenz in der göttlichen Sphäre verbunden. So gilt auch für die Synoptiker, und damit für eine Hauptströmung des Christentums bis in die 90er Jahre des ersten Jahrhunderts, dass sie einen eindeutigen Monotheismus vertreten und Jesu Rolle heilsgeschichtlich verstehen. Abgesehen vom Philipperhymnus findet sich nur in Spätschriften des Neuen Testaments, vor allem in den johanneischen Schriften und in den Deuteropaulinen, das Bekenntnis zu einer Präexistenz Jesu im Bereich des Göttlichen, ganz eindeutig im Johannesprolog. Trinitarische Ansätze gibt es im Neuen Testament allerdings nicht. Auch die gelegentlichen triadischen Formeln oder die Erzählung des Markus (Parr) über die Taufe Jesu sind nicht in diesem Sinn aufzufassen, sondern spiegeln die zentralen Elemente der Taufkatechese oder dienen lediglich der feierlichen Bekräftigung. Wohl aber ist in den Spätschriften der Weg eröffnet zur späteren Entstehung einer Trinitätslehre.

4. Auch die weitere Entwicklung ist nicht einheitlich: in der judenchristlich geprägten Literatur der sog. Apostolischen Väter bleibt Jesus der „geliebte und gelobte Knecht Gottes“ (so z.B. in Martyrium des Polykarp 14,1; ähnlich Did 10,2; 1 Klem 59,2), anders allerdings in den Ignatiusbriefen, die neuerdings aber wohl mit Recht in das späte 2. Jahrhundert datiert werden. Ähnliches gilt sicher für die syrische Theologie im Perserreich, die erst im Jahre 410

auf einer Synode in Seleukia-Ktesiphon das Symbol von Nizäa akzeptierte. Eine Gruppe von, wenn man sie so nennen will, „Altgläubigen“ aber blieb bei der ursprünglichen Theologie. Aus ihr ist die koranische Bewegung entstanden. Mit Macht aber wird sowohl das Gottsein des Logos oder des Sohnes vertreten und zu einer Binitätslehre entfaltet, in der der Geist nur gelegentlich und nebenbei genannt wird, durch die Apologeten des 2. Jahrhunderts, vor allem durch Justin (gest. um 165), den „Philosophen und Martyrer“.

5. Diese Geschichte führt zu einer Beobachtung: eine göttliche Präexistenz und Eigentümlichkeit Jesu und bini- oder trinitarische Vorstellungen werden ausgebildet und vertreten, wenn der Einfluss hellenistischen Denkens in den Gemeinden prägend wird. Auf dieser Beobachtung gründet auch die im Folgenden vorgetragene These: *Bini- bzw. trinitarische Vorstellungen haben ihre Wurzel in der Begegnung des jüdischen Monotheismus und der hellenistischen Gottesvorstellung.*

Zur Erläuterung: Der jüdische und jesuanische Jahwe ist der Gott der Geschichte, die er handelnd bestimmt. Er hat ihren Anfang mit der Erschaffung der Welt begründet, leitet sie weiterhin, und am Ende richtet er sie. Dagegen orientiert sich die hellenistische Gottesvorstellung nicht an der Geschichte. Sie wird gewonnen aus der Reflexion der Welt in ihrem Sein, in ihren pluralen Formen und Veränderungsprozessen; sie ist kosmozentrisch. Abgesehen von den Polytheismen, die damals in der Volksfrömmigkeit weiterlebten, suchte die Spiritualität der Gebildeten, schon in der klassischen griechischen Antike und erst recht in den hellenistischen Philosophischen Schulen der Kaiserzeit, den *einen* Grund der Welt und ihrer bunten Phänomene. Der *eine* Grund der Welt soll das Sein der Welt erklären (nebenbei: so wie die heutige Suche nach der Weltformel, allerdings auf einer naturwissenschaftlichen Materialbasis). Der *eine* Grund wird gesehen als das *immanente* Prinzip von allem, was ist. Der Kosmos ist somit göttlich oder Leib Gottes. Weil aber der Grund von allem *einer* ist, ist er zwar in allen mannigfaltigen Dingen anwesend, aber nicht mit ihnen identisch: er transzendiert alle Pluralität, ist ganz *einer* und von keiner Veränderung und Pluralität berührt, ansonsten wäre seine schlechthinnige Einheit bzw. Göttlichkeit verletzt.

Dieser Gott ist nicht personal, sondern ein sachhaftes Prinzip. Er ist nicht handlungsfähig, weil er sich dadurch verändern würde. Wie aber kann er dann alle Weltwirklichkeit begründen? Nicht durch einen Willensentschluss und sein Handeln, sondern dadurch, dass alles Sein aus ihm hervorgeht, in passiver Emanation.

Hierbei nahm man verschiedene Übergänge an, die die Verbindung von dem Einen zur pluralen Welt vermitteln und plausibel machen können. Am rationalsten ist dieser Prozess formuliert im Neuplatonismus seit dem 3. Jahrhundert. Plotin (gest. 270), der eigentliche Begründer des Neuplatonismus, nimmt an, dass aus dem *Einen* (τὸ ἓν) eine zweite göttliche Hypostase, der *Geist* (ho nous) hervorgeht, der dem Einen nahe steht, aber von minderer Göttlichkeit ist und in sich die Vielfalt aller Ideen, die in der Welt verwirklicht sind, enthält. Da er aber dem Einen noch sehr ähnlich ist, kann er nicht selbst die Vielfalt begründen und sich somit verändern. Dazu bedarf es einer weiteren, geringeren Emanation. Eine dritte Hypostase, die *Weltseele* (hā psychā) verbindet die Ideen mit der Materie und konstituiert somit die gesamte Weltwirklichkeit.

Schon vor dem Neuplatonismus wurden – weniger philosophisch reflektiert – ähnliche Gedanken in den verschiedensten Richtungen der Gnosis, die ungefähr zeitgleich mit dem Christentum entstanden ist, vertreten. In der Gnosis war das Problem der Vermittlung zwischen dem einen, nicht handlungsfähigen Gott und der pluralen Welt sogar noch verschärft, weil sie in dualistischer Weise die materielle Welt für schlecht und böse hält, weswegen auch die Erschaffung der Welt als ein böser Irrtum aufgefasst wurde. Die Gnosis nimmt ebenfalls eine Reihe von Hypostasen minderer Göttlichkeit an – die Zahlen variieren je nach Richtung –, die aus der obersten Gottheit emaniert sind und zusammen das Reich der „Fülle“, des *Plérōma*, konstituieren. Eine dieser minderen Hypostasen wandte sich dann von ihrem Ursprung ab und der Materie zu, und schuf die plurale Welt, in der sie Geistiges und die böse Materie vermischte; der Demiurg, der Weltschöpfer, ist also böse. In den Formen der christlichen Gnosis übernimmt eine weitere Hypostase aus dem Bereich des Pleroma die Befreiung des Menschen aus seiner bösen Lage, indem sie in Jesus inkarnierte und die Menschen die wahren Zusam-

menhänge lehrt. Solche Vorstellungen mögen uns heute absonderlich vorkommen. Aber damals waren sie für viele Gebildete die einzig mögliche rationale Erklärung, wie die Welt zustande gekommen sein kann.

Was geschieht nun bei dem Versuch, innerhalb des Judentums und des Christentums, dort, wo das hellenistische Denken wirkmächtig wurde, beide Gottesverständnisse miteinander zu verbinden? *Ganz eindeutig bleibt die Grundlage der jüdisch-christliche Monotheismus.* Juden und Christen blieben Juden und Christen. Gott ist der personale Gott, der handlungsfähig ist und zu dem man beten kann. Aber weil er zugleich auf hellenistische Weise als höchstes, einfaches, unveränderliches Sein verstanden wird, ist es schwierig, ihm unmittelbar die Welterschöpfung und das Handeln in der Geschichte zuzuschreiben. Gerade das aber gehört zu den Essentials des Monotheismus. Als Lösung bot sich an – und sie wurde ergriffen –, die Erschaffung der Welt und das Geschichtshandeln minderen göttlichen Hypostasen zu übertragen, die zwar zur Welt Gottes gehören, aber handlungsfähig sind. Auf diese griechische Weise konnte so der Monotheismus gerettet und gedacht werden: Gott blieb, ohne seine Einfachheit aufzugeben, der Weltschöpfer.

6. Hierfür sollen zwei Beispiele kurz genannt werden. Das erste betrifft die bini- und trinitarischen Überlegungen im Frühjudentum, in dem die Begegnung von jüdischer und hellenistischer Konzeption schon in vorchristlicher Zeit aufgezeigt werden kann. Als Frühjudentum bezeichnet man die Entwicklung etwa ab 150 v. Chr. bis in die christliche Zeit. Hier gab es zwei Stränge, einmal das Frühjudentum in Palästina, das von der Apokalyptik geprägt war und weniger mit unserer Frage zu tun hatte. Daneben gab es das Frühjudentum in der jüdischen Diaspora, vor allem in Ägypten und hier fokussiert in Alexandrien.

Hier lassen sich drei Arten von Überlieferungen feststellen, in denen es darum geht, den ererbten jüdischen Monotheismus mit griechischen Vorstellungen zu verbinden, die die Juden in der Diaspora mittlerweile internalisiert hatten. Sie blieben Juden und hielten an Jahwe fest, zugleich aber waren sie so stark hellenisiert, dass sie auch auf hellenistische Weise von Gott dachten. Sie brauchten für ihre Frömmigkeit beide Vorstellungsräume.

Die drei Bewegungen (ganz kurz) betreffen 1. die jüngere Weisheitstradition, 2. die frühjüdische Engellehre, 3. die philosophische Spekulation bzw. die Logoslehre.

Ad 1: Schon seit der Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. wird die Weisheit zunehmend hypostasiert und übernimmt göttliche Funktionen. In der jüngeren Weisheitsliteratur wirkt sie, unter und neben Gott, bei der Weltschöpfung und in der Heilsgeschichte mit. In Jesus Sirach wird sie sogar als immanentes Prinzip des Kosmos und im Weisheitsbuch nach Art eines „unbewegten Bewegers“ gesehen (Weish. 7,24.27). So gibt es neben Gott schlechthin die göttliche Weisheit.

Ad 2: Im Monotheismus ist Gott, der einzige Adressat, den Menschen recht fern. So gibt es immer Versuche, diese Ferne durch nähere Instanzen, Engel oder große und verehrungswürdige Gestalten, an die man sich wenden kann, abzumildern. Im Judentum seit dem Exil bildete sich eine umfangreiche Engellehre: Gott ist immer von seinem Hofstaat von Engeln umgeben. Im Frühjudentum konnten zwei dieser Engel, gelegentlich Michael und Gabriel genannt, eine große Bedeutung gewinnen. Sie sind „zwei große, furchtbare Geheimnisse vor Gottes Angesicht“ (Apk des Mose 34) und handeln für Gott: Sie sind die „zwei Hände Gottes“ (was später Irenäus von Lyon für Sohn und Geist aufgreift). Diese trinitarische Engellehre findet sich im Christentum noch bei Klemens und Origenes von Alexandrien.

Ad 3: Für Philon von Alexandrien, einen Zeitgenossen Jesu, gibt es neben und unter Gott „das Wort“, den *Logos*, der auch in der damaligen Stoa immanentes Weltprinzip ist. Er schreibt: „Gott selbst hält es für unter seiner Würde, zur Sinnlichkeit zu kommen“ (Über die Träume I 61-70). Diese Aufgabe, vor allem die Weltschöpfung, übernimmt „im Anfang“ (Gen 1,1) der göttliche Logos, der immanentes Prinzip der Welt wurde.

Dass dies nicht eine private Auffassung des Philon war, zeigt der Johannesprolog, der einen vorchristlichen Hymnus einer jüdisch-hellenistischen Gemeinde über Gott und seinen Logos übernimmt und durch Vers 14 („das Wort ist Fleisch geworden“) christianisiert.

Zwei dieser Entwicklungen sind binitarisch: Weisheit oder Logos übernehmen die Erschaffung der Welt und das Geschichtshandeln Gottes, eine, die Engellehre, ist trinitarisch, weil sie für Erschaffung und Geschichtshandeln, also die beiden Tätigkeitsbereiche Gottes, je einen separaten Engel annimmt. Auf diese Weise konnten hellenisierte Juden ihren jüdischen Glauben mit ihrem hellenistischen Denken verbinden, sie brauchten beides für ihr Gottdenken.

7. Diese jüdische Theologiegeschichte fand keine Fortsetzung, weil die Juden spätestens nach den Bar-Kochba-Aufständen ihre Heimat verlassen mussten. In der Zerstreuung nun war es nötig, sich auf die eigene Identität zu besinnen. Sie orientierten sich jetzt, in einer Art von Repalästinisierung, vor allem an der hebräischen Bibel.

Umso mehr wurde das junge Christentum mit dem genannten Problem konfrontiert: Wie kann man zugleich den für das Christentum konstitutiven Monotheismus vertreten, ohne das hellenistische – das hieß damals: das vernünftige – Denken verlassen zu müssen? Soll man sich Gott bei der Erschaffung der Welt auf naive Weise nach Art eines Töpfers oder Bauern vorstellen? Für die aus dem Hellenismus stammenden Christen wurde die Entwicklung einer Bini- oder Trinitätslehre unausweichlich, noch verstärkt durch einen Gesichtspunkt, der im Frühjudentum keine Rolle gespielt hatte: durch die zunehmend profilierte Ausbildung einer Zwei-Naturen-Christologie, die zumindest eine weitere göttliche Hypostase notwendig machte.

Diese Aufgabe griffen die damaligen Apologeten auf. Sie bezogen sich vor allem auf Philon und den Johannesprolog und verwandten die gleichen Argumente für die Notwendigkeit weiterer Hypostasen unter „Gott schlechthin“. Wegen der parallel laufenden christologischen Entwicklung zur Zwei-Naturen-Christologie verwundert es nicht, dass noch lange Zeit eine Binitätslehre im Vordergrund stand.

Als Beispiel soll Justin dienen. Für ihn ist der Logos Gott, so dass bei Gott „eine Mehrzahl“ ist (Dial 129,9), nämlich noch ein „zweiter Gott“ (deúteros theós, Dial 56, 85; 129,4); „der Erzeugte ist der Zahl nach ein anderer als der Erzeuger“ (Dial 129,2); dass hier das polytheistische Umfeld die Scheu vor der Mehrzahl abschwächte, ist anzunehmen. Dieser Logos trat „im Anfang“ (= Gen 1,1), also zu Beginn der Schöpfung, aus Gott hervor, schuf die Welt und inkarnierte in Jesus. Der Geist wird nur beiläufig genannt.

8. Diese Konzeption wurde von den großen Theologen um die Wende zum 2. Jahrhundert systematisch vertieft und der Hl. Geist ein wenig mehr einbezogen. Zu nennen sind im Westen Irenäus von Lyon (gest. um 202) und Tertullian (gest. nach 220), im Osten Klemens von Alexandrien (gest. um 215). Bei allen Unterschieden im Einzelnen vertreten sie die gleiche Gotteslehre wie die Apologeten und formulieren sie begrifflich präziser: Von Ewigkeit her ist Gott gänzlich einer und allein; er wird, wie man sagt, monarchianisch interpretiert. Aber seit dem „Anfang“, also seit Beginn der Zeit und der Weltschöpfung, traten Sohn und Geist aus Gott hervor und wirkten in Schöpfung und Inkarnation als „Hände“ oder „Werkzeuge“ Gottes. „Nach seinem Sein ... ist ein (einzig) Gott zu erkennen“, schreibt Irenäus, „nach der Heilsordnung unserer Erlösung ist er aber sowohl Sohn als auch Vater“ (Epid. 47). Noch präziser formuliert Tertullian, für den die Trinität sogar eine nur vorübergehende Sache ist, die am Ende wieder in Gott aufgehoben wird. Gott bleibt also von Ewigkeit her unitarisch monotheistisch gedacht. Aber für die Heilsgeschichte, seit dem „Anfang“, ist die Trinität notwendig, damit Gott durch Sohn und Geist als seine Werkzeuge handeln kann. Die Trinität ist eine Sache der Ökonomie, des Handelns Gottes nach außen in der Zeit.

9. Dies änderte sich erst grundsätzlich – und damit fängt die eigentliche Geschichte der späteren Trinitätslehre an – durch Origenes von Alexandrien (gest. 253/254). Er hat als erster die Trinität als ein ewiges, Gott immer immanentes Phänomen aufgefasst: Sohn und Geist sind von Ewigkeit her Gott innewohnend.

Sein Ausgangspunkt ist ein Defizit der vorherigen Trinitätslehre: Wenn man für Sohn und Geist einen Anfang, also eine zeitliche Existenz annimmt, wieso kann man sie dann noch als göttlich im vollen Wortsinne verstehen? Das gleiche Defizit hat später Arius noch einmal ins Feld geführt, allerdings mit der umgekehrten Schlussfolgerung: der Logos ist also nicht Gott, sondern Ktisma, Kreatur. Origenes dagegen postuliert: „Wie kann man ferner meinen und glauben, dass Gott Vater jemals nur den kleinsten Augenblick ohne die Zeugung dieser Weisheit existiert habe ... Daher wissen wir, dass Gott beständig Vater seines eingeborenen Sohnes

ist, der zwar aus ihm geboren ist ..., doch ohne jeden Anfang“ (De princ. I 2,2). Die Zeugung ist „ewig und immerwährend“ (ebd. I 2,4).

Damit entfiel natürlich die ökonomische Funktion, die die Trinitätslehre bisher hatte. Dem entgeht Origenes durch ein mythisches System: er verlegt die Erschaffung der Welt und des Menschen sowie die Erlösung durch Jesus Christus in die Ewigkeit Gottes hinein, in die vorweltliche Präexistenz, und ein Zweites: zwar sind Sohn und Geist immer und ewig Gott, aber – subordinatianisch – mit einer geringeren Seinsfülle als „der Gott schlechthin“, der Vater: „die Macht des Vaters ist größer als die des Sohnes ..., größer die des Sohnes als die des heiligen Geistes“ (De princ. I 3,5). Diese Vorstellung ähnelt der seines Zeitgenossen Plotin.

10. Von jetzt an verbreitet sich das neue Verständnis der Trinität als ewige innergöttliche Sache. Das von Origenes vertretene Wirken von Sohn und Geist in der Präexistenz aber wurde abgelehnt. Und vor allem: Das Konzil von Nizäa definierte in seinem Glaubensbekenntnis im Jahre 325, dass der Sohn *gleichen Wesens* (homoúsios) mit dem Vater sei. Von jetzt an durfte ein innergöttlicher Subordinatianismus nicht mehr vertreten werden. Vater und Sohn sind gleichen Ranges, Gott von Ewigkeit her.

11. Dadurch aber entbrannte ein neuer Streit: Wie steht es mit dem Heiligen Geist, der in Nizäa zwar genannt, von dem aber nichts ausgesagt wurde? In diesen Auseinandersetzungen konnte sich die Theologie des Bischofs Basilius von Cäsarea (gest. 379) und der beiden anderen Kappadokier durchsetzen: Er leitete vor allem aus der Nebeneinanderreihung des Geistes im Taufbefehl am Schluss des Matthäusevangeliums ab, dass neben Vater und gleichwesentlichem Sohn kein Geschöpf genannt sein könne; auch der Heilige Geist ist in vollem Umfang Gott. Dies wurde dann in dem Glaubensbekenntnis, das dem Ersten Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 zugeschrieben wird (das Nizeno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis), dogmatisch festgeschrieben. Von nun an ist die immanente Trinitätslehre gesamt-kirchlich verpflichtend. Und die Gründe, aus denen heraus ursprünglich eine Trinitätslehre gebildet wurde, spielten jetzt keine Rolle mehr.

12. (ganz kurz) Weil Einheit und Dreiheit in der bisherigen Diskussion mit unterschiedlichen und verwechselbaren Begriffen umschrieben wurden, hat Basilius eine terminologische Klärstellung vorgenommen: Wenn wir von der schlechthinnigen Einheit Gottes sprechen, reden wir über sein *Wesen* (Usía), wenn wir Vater, Sohn und Geist in ihrer Besonderheit meinen, sollen wir von *Hypostasen* reden. Die Formel: *Ein Wesen, drei Hypostasen* beendete im Osten die Diskussionen – bis heute.

13. Diese Formel wurde auch im Westen übernommen, aber die Lateiner hatten Probleme mit diesen Begriffen. *Hypostase* wurde im Lateinischen mit *substantia* übersetzt. Aber darf man von drei Substanzen in Gott sprechen? Augustinus lehnte das ab und schlug vor, statt dessen von drei Personen – auch diesen Begriff liebte er nicht, hatte aber keinen anderen – zu reden. So setzte sich in der lateinischen Kirche die Formel durch: *ein Gott bzw. ein Wesen und drei Personen*. Dies wirft wieder neue Probleme auf, die aber hier übergangen werden sollen.

14. Als Resümee lässt sich festhalten: Die Geschichte der Entstehung des Trinitätsglaubens und seine Motivationen sind kultur- und theologiegeschichtlich gut zu verstehen, ebenso die weitere Geschichte. Es wird deutlich, dass unter den Bedingungen hellenistischen Denkens der Monotheismus Jesu anders nicht hätte aufrechterhalten werden können. Der Trinitätsglaube ist der hellenistische Versuch, den Monotheismus rational vertreten zu können. Später haben sich einzelne Elemente gewissermaßen verselbständigt, die Ursprünge wurden aus dem Blick verloren. Es entstand eine immanente Trinitätsauffassung.